

EVA STACHNIAK
DIE
SCHWESTER
DES
TÄNZERS

ROMAN

Lese-
probe

it



Nach ›Der Winterpalast‹ und ›Die Zarin der Nacht‹ entführt Eva Stachniak ihre Leser in die schillernde Welt des russischen Balletts.

In der Familie Nijinsky dreht sich alles nur um eines: ums Ballett. Als Bronislawa und Waslaw um 1900 in St. Petersburg aufwachsen, ist ihr Weg als Tänzer vorgezeichnet – und schon bald zeigt sich, dass besonders Waslaw alle überflügelt. Den Geschwistern steht eine ganze Welt offen – Paris, London, New York –, eine Welt harten Trainings und geschundener Füße, aber auch des Glamours und des Ruhms ...



Eva Stachniak
Die Schwester des Tänzers

Roman
Aus dem Englischen
von Peter Knecht
it 4478. 576 Seiten
Klappenbroschur
€ 15,95 (D)/€ 16,50 (A)
(978-3-458-36178-7)

EVA STACHNIAK

DIE
SCHWESTER
DES
TÄNZERS

Leseprobe

9. Oktober 1939

Kabine 11, Koje 3, *SS American Trader*.

Meine letzte Adresse?

Denn dieses Schiff kann leicht mein Sarg werden, wenn es irgendwo zwischen Europa und Amerika sinkt wie letzten Monat die *SS Athenia* auf ihrem Weg nach Montreal. Jetzt sind wir auch so ein kleines Pünktchen auf den grauen Wassern des Atlantiks. In New York – wenn wir es dahin schaffen – werden uns Wolkenkratzer begrüßen, die an Riesenechsen erinnern, schuppig und schön. Und ein neues Leben erwartet uns dort, aber vielleicht ist es gar nicht so sehr

neu. In Momenten der Gefahr geloben wir alles Mögliche, fallen aber schon bald wieder in alte Gewohnheiten zurück.

Mein Vertrag in London wurde an dem Tag gekündigt, als Großbritannien dem Deutschen Reich den Krieg erklärte. Da die Theater in London geschlossen wurden und unsere britischen Visa befristet waren, ließ ich mich als Choreografin für die Australientour von Wassili de Basils Balletttruppe engagieren. Aber ob wir wirklich nach Australien fahren, steht in den Sternen. *Wir machen Pläne*, hat Mamusia immer gesagt, *und Gott lacht*.

Wenn die Befragung, der ich mich in der Amerikanischen Botschaft in London unterziehen musste, um ein Visum zu erhalten, Schlüsse darauf zulässt, womit ich bei der Einreise in die USA zu rechnen habe, muss ich mich auf kritische Fragen nach einigen Widersprüchen gefasst machen, die ihre Ursachen in der Geschichte haben. Mein russischer Pass aus zaristischer Zeit weist mich aus als Бронислава Фоми́нична Нижи́нская, Bronislawa Fominitschna Nischinskaja, geboren 1890 in Minsk. Mein polnischer Pass dagegen behauptet, ich sei die polnische Staatsbürgerin Bronisława Niżyńska, geboren 1891 in Warschau. Mein Nansen-Pass vertritt die Ansicht, ich sei staatenlos. Einig sind sie alle drei darin, dass meine Gesichts-

form länglich, meine Haut hell und mein Haar blond ist, in der Frage, ob meine Augen grün oder blau seien, gehen die Meinungen allerdings schon wieder auseinander.

Meine Geschichte, so werde ich zu meiner Verteidigung sagen, ist nicht ganz unkompliziert.

Mein Schlaf ist immer noch unruhig und flach. Die Phasen, in denen ich in eine Art tröstlichen Nebel eintauche, sind zu kurz, um mir wirklichen Frieden zu schenken. Ich wache am ganzen Körper zitternd auf, ausgehöhlt von Trauer, und warte darauf, dass es hell wird. Sobald der erste Sonnenstrahl über dem Rand des Ozeans auftaucht, stehe ich auf, lege einen Schal über meine Schultern und schleiche mich geräuschlos aus unserer stickigen Kabine. Ich habe lange genug in Djagilews Truppe getanzt: *Wenn du den Fuß aufsetzt, darf nichts zu hören sein, nicht der leiseste Ton.*

Auf dem Oberdeck mache ich an der Reling ein paar *Pliés*, dehne die Arme, die Beine, stelle die neuesten Einschränkungen meiner Beweglichkeit fest, Verspannungen, Versteifungen. Mit achtundvierzig ist mein Körper – das jahrelang immer weiter perfektionierte und glänzend polierte Instrument meiner Kunst – stumpf und unansehnlich. Und doch bewahren meine

Muskeln treu die Erinnerung an Bewegungen auf, die ich einst beherrschte, die Tänze von Papillon, Ta-hor, der Sechsten Nympe, der Auserwählten.

Nach dem Dehnen lehne ich mich an die Reling, zünde mir eine Zigarette an und warte auf die Delphine. Mein Mann versichert mir, sie hören es, wenn sich ein U-Boot nähert, und verschwinden dann sofort. Weil sie nie einzeln unterwegs sind, denke ich sie mir als ein *Corps de ballet*, Tänzerinnen und Tänzer, die lächelnd in geübter Harmonie ihre komplizierten, wunderbar glatten Sprung- und Tauchfiguren ausführen. Als sie endlich da sind, suche ich mir einen Platz, wo ich in Ruhe schreiben kann. Bei schönem Wetter reicht mir schon eine Taurolle irgendwo an Deck, wenn es kalt oder nass oder zu windig ist, gehe ich in den Raucher-salon.

Woher kommt dieser lebenslange Drang zu schreiben? *Kindlicher Kummer. Tagebuch einer jungen Ballerina. Unnütze Aufregungen. Über Waslaw. Über Fjodor. Über Lewuschka.* Ein Notizbuch nach dem anderen fülle ich, billige und teure, mit linierten oder karierten Seiten, broschiert oder mit festen Einbanddeckeln, aber immer so klein, dass es bequem in mein Handtäschchen passt. Hat es damit zu tun, dass ich so lange im Schatten von Riesengestalten gelebt habe? Dass ich immer darauf vorbereitet sein wollte,

meine Sache zu verfechten, für das einzutreten, was mir wichtig war?

Mein Bruder Waslaw lebt in einem kleinen Hotel in dem Schweizer Gebirgsdorf Adelboden, eine Marionette in den Händen seiner Frau, die ihn anzieht, füttert, spazieren führt. Je nachdem, wem man Glauben schenkt, ist er schüchtern und kindlich oder aber reizbar und ruhelos. Die einen sagen, er sei stumm, die anderen, er rede ständig mit sich selbst. Manche nennen ihn erstarrt, manche tobsüchtig. Auch dem Gott des Tanzes sind Widersprüche nicht fremd.

Beschränke dich auf das Wesentliche, mahnt Waslaws Stimme. Alles andere lass weg.

Ich öffne mein Notizbuch und fange zu schreiben an.

Stanisław, Waclaw, Bronisława. Wir sind die Kinder der Nijinskys. Unsere Eltern sind die einzigen Polen in der Truppe von Lukowitsch, die in größeren und kleineren Städten Russlands auftritt. Ständig sind wir unterwegs. Von Odessa nach Kiew. Von Kiew nach Moskau. Von Moskau nach Sankt Petersburg. Das Repertoire umfasst Ballettstücke, kürzere Tanzeinlagen, unterhaltende Darbietungen verschie-

dener Art und, an Ostern und Weihnachten, Kinderballett.

Wir alle drei tragen Namen, in denen das polnische Wort *Ślawa* steckt. Es bedeutet *Ruhm*, und Ruhm ist das, was unsere Eltern uns wünschen, auch wenn sie uns im Alltag Stassik, Waza und Bronia nennen.

Zu Hause reden unsere Eltern übers Tanzen. Auch wenn die Zeitungen nur das Allerbeste berichten, wenn das Publikum noch so stürmisch und lange applaudiert, etwas ist immer schiefgegangen. Schritte waren zu schnell oder zu langsam, diese oder jene Sequenz hat ihren Schwung, ihre Frische verloren, und man muss sich etwas Neues einfallen lassen. Man hat zu früh oder zu abrupt ausgeatmet.

Lange entnehme ich diesen Gesprächen lediglich, dass Künstler nie zufrieden sind. Kunst ist immer schwierig, sie verlangt nie erlahmende Wachsamkeit. Egal was man leistet, es geht immer noch besser.

Später werde ich lernen, dass Muskeln und Sehnen ihre Launen haben. Manchmal zerren sie an den Knochen und wollen länger warmgemacht werden, manchmal geben sie einem mit einem scharfen Schmerz zu verstehen, dass sie nach einer heißen Kompresse, einer Massage, einer Ruhepause verlangen. Der Spiegel ist ein strenger Kritiker, der einem nicht die kleinste Un-

vollkommenheit durchgehen lässt; manchmal sieht man undeutliche Reflexe übers Glas huschen und glaubt einen Moment lang fast, er wolle einem vorführen, wie der Schritt hätte sein müssen, aber nicht war. Und ich werde lernen, dass das Publikum, unsichtbar im Dunkeln vor der hell erleuchteten Bühne, ein unerbittlicher Richter ist, der uns selig machen, aber auch verdammen kann.

Als der Winter anfängt, sind wir in Moskau. Die Tapete in dem Zimmer, das ich mir mit meinen Brüdern teile, ist gestreift und mit kleinen Rosenblüten bedruckt. »Grässlich«, sagt Waslaw. Stassik zupft daran herum und reißt ein paar Streifen ab. Sie rollen das Papier zusammen und tun so, als wären die Röhrchen Zigaretten. »Hast du schon mal ein Mädchen rauchen sehen?«, sagen sie, als ich auch eine haben will.

Mein Vater kommt herein. Er trägt einen dick mit Pelz gefütterten Mantel und hat eine Kosakenmütze auf dem Kopf. In der Hand hat er den ersten Schneeball der Saison. Er streckt ihn mir hin. »Da«, sagt er, »der ist für dich.«

»Und was ist mit mir?«, schreit Waslaw und stürzt auf uns zu. Stassik ist ihm auf den Fersen, aber Waslaw ist schneller. Er ist immer der Erste, er nimmt den kür-

zesten Weg und setzt im Sprung über jedes Hindernis hinweg.

»Nein«, sagt mein Vater. »Er gehört eurer Schwester. Ihr zwei tapferen Ritter könnt euch selbst einen holen.«

Ich nehme den Schneeball, etwas zögerlich, weil ich sehe, dass Wasser auf den Boden tropft. Unser neues Dienstmädchen, das schon jetzt unsere Herzen gewonnen hat, weil es uns erlaubt hat, sein falsches Gebiss anzufassen, schnalzt missbilligend mit der Zunge. Mamusia hat es auch gesehen; sie will eben anordnen, dass die Pfütze aufgewischt wird, da fasst mein Vater ihr mit seinen kalten Händen an die Wange.

»Iih!«, schreit sie. »Lass das, Tomasz! Wie kann ein erwachsener Mann nur so kindisch sein!«

Aber sie muss lachen. Und dann ziehen wir alle unsere Wintermäntel an, und Mamusia schmiert unsere Gesichter mit Gänseschmalz ein gegen die Kälte. Wir müssen auch die scheußlichen Galoschen überziehen, in denen man das Knie nicht beugen und nur steifbeinig herumstaksen kann, aber selbst das kann uns nicht den Spaß daran verderben, draußen im ersten Schnee zu spielen. Pappschnee nennt mein Vater ihn. Er macht daraus eine kleine Kugel, die er über den Boden rollt, und zeigt uns, wie der Schnee daran kleben bleibt, sodass die Kugel Schicht um Schicht

immer größer wird. Zusammen bauen wir einen Schneemann mit einer runzligen Rübenase, zwei Kohlestückchen als Augen und einem alten Eimer als Hut. Und dann spielen wir Fangen. Ich kann ganz gut mit den anderen mithalten, obwohl ich die Jüngste und ein Mädchen bin. Waslaw ist natürlich zu schnell für mich, aber wenn ich mich anstrenge, kann ich Stassik erwischen und manchmal meinen Vater. Allerdings habe ich den Verdacht, dass er es mir absichtlich leicht macht, denn Waslaw gelingt es nie, ihn zu fangen.

Später an diesem Tag, bevor meine Eltern gehen müssen, weil sie eine Vorstellung haben, erzählt mein Vater uns von einer Schneejungfrau, einer Tochter von Winter und Frost, deren Herz aus Eis ist. Sie verliebt sich in einen Schäfer, aber die Liebe erwärmt ihr Herz, und sie schmilzt.

Waslaw passt das gar nicht. »Das ist gemein. Du musst einen anderen Schluss erfinden.«

»Das geht nicht.« Mein Vater schüttelt den Kopf.

»Aber ich will es«, sagt Waslaw, und Stassik schließt sich ihm an.

»Wenn ich es ändern würde, müsste ich lügen.« Mein Vater bleibt fest. »Schnee schmilzt eben irgendwann, das ist nun einmal so. Ihr wollt doch nicht, dass ich lüge, oder?«

Jetzt weint Stassik, und Waslaw wird auch gleich in Tränen ausbrechen. Und weil ich weiß, dass es meinen Vater ärgert, wenn seine Söhne weinen, mische ich mich ein. Die Geschichte muss nicht geändert werden, behaupte ich, weil sie so noch gar nicht zu Ende ist. Es stimmt schon, eine Schnejungfrau schmilzt und verwandelt sich in eine Pfütze, aber sobald die Sonne wiederkommt, verdunstet das Wasser und reist als Wolke rund um die Welt, und wenn sie dann wieder über Russland schwebt, ist es Winter, dann wird die Wolke zu Schnee, der auf die Erde fällt, und daraus machen die Kinder eine neue Schnejungfrau.

Waslaw und Stassik runzeln kritisch die Stirn, und auch mir wird jetzt klar, dass die Sache nicht so einfach zu lösen ist, wie ich gedacht hatte. Zwar habe ich meiner Schnejungfrau eine zweite Chance gegeben, aber das ändert nichts an ihrem traurigen Schicksal: Sie wird sich wieder verlieben und schmelzen. Ich lasse mir meinen Optimismus jedoch nicht nehmen und erzähle die Geschichte immer weiter – ein ewiger Kreislauf aus Liebe, Schmelzen und Wiedergeburt.

Meine Brüder beginnt meine endlose Prozession von Schnejungfrauen zu langweilen. Sie gähnen. Mein Vater zwinkert mir zu. »Dobranoc«, sagt er, »Gute Nacht« auf Polnisch, und fügt in sonderbarem murmelndem Singsang hinzu: »Pchły na noc, karaluchy

pod poduchy.« Ich verstehe es und verstehe es gleichzeitig nicht. Noch lange grüble ich darüber nach: Flöhe in der Nacht, Kakerlaken unterm Kissen.

»Was soll das bedeuten, Waslaw?«, frage ich. Mein älterer Bruder sollte solche Dinge wissen, denke ich, aber er schläft schon und hört mich nicht.

* * *

»Jeder für jeden durch Feuer und Wasser«, so lautet Mamusias immer wiederkehrende Ermahnung, und es ist ihr so ernst damit wie nur irgendetwas.

Wir müssen einander die besten Freunde sein.

»Genauso wie ich und meine zwei Schwestern«, sagt sie, und wir machen es uns bequem und lassen uns noch einmal erzählen, wie sie nach Russland kam, um Tänzerin an der Oper von Kiew zu werden.

Eigentlich hatte nur die mittlere Schwester, die vierzehnjährige Stefa, eine Anstellung. Ein Impresario aus Kiew, der in Warschau nach Talenten suchte, sah sie auf der Bühne des Teatr Wielki im *Corps* tanzen und engagierte sie. Stefa nahm Mamusia und Tante Thetya mit, im Vertrauen auf die mehr verlockende als verbindliche Zusage, dass Mamusia, die noch Elewin war, im Dezember, sobald sie zwölf war, auch ein Engagement er-

halten würde. Bis dahin würde Stefas Gage für alle drei reichen müssen. Jede für jede durch Feuer und Wasser. Im Übrigen hielt sie nichts in Warschau. Sie waren Waisen. Es gab noch zwei ältere Brüder, aber die hatten selbst kaum genug zum Leben.

Ich stelle mir vor, wie die drei Schwestern in Kiew ankommen. Schön ordentlich nebeneinander aufgereiht stehen ihre Koffer. Sie haben sie in Warschau von einer Frau gebraucht gekauft, die schwor, sie kämen direkt aus Paris. Sie hatten so elegant ausgesehen in ihrer Warschauer Wohnung, aber hier auf dem Pflaster von Kiew wirkt das abgewetzte Leder schäbig, und die Griffe sind so verschlissen, dass sie zu reißen drohen.

Die sechzehnjährige Thetya betrachtet sich als erwachsen und für ihre jüngeren Schwestern verantwortlich. Auf ein Stück Pappe hat sie die Adresse ihrer Unterkunft in Kiew geschrieben, die, wie man ihr versichert hat, nur einen Katzensprung von der Oper entfernt liegt. Sie hat es die ganze Zeit in der Hand gehalten, sodass die Schrift schon ganz verschmiert ist, als sie es einem Droschkenkutscher hinhält und ihn in gebrochenem Russisch bittet, sie zu der Adresse zu fahren. Der Mann kann zwar die lateinischen Buchstaben nicht lesen, doch er versteht die Mädchen, als sie ihm den Namen der Straße sagen: Puschinska.

Die Droschke fährt an der Universität und an der Wladimirkathedrale vorbei, aber nur Thetya interessiert sich für die Sehenswürdigkeiten der Stadt, während Mamusia und Stefa die ganze Zeit an nichts anderes denken können als daran, wie man sie morgen in der Oper empfangen wird. Werden sie gut genug sein? Werden die russischen Tänzer zwei Polinnen akzeptieren, von denen die eine nur *Corps*-Tänzerin und die andere noch E Levin ist? Oder wird man ihnen das Gefühl geben, sie seien hergelaufene Eindringlinge? Sie drücken einander bang die Hände, und das tröstet sie beide ein bisschen.

Thetya seufzt tief. Sie hat mittlerweile nicht nur berühmte Bauten der Stadt gesehen, sondern auch einige elegante Damen. Thetya ist keine Tänzerin, sie ist hier, um ihren Schwestern den Haushalt zu führen. Und dafür zu sorgen, dass sie auf sich Acht geben und ihre Zukunft nicht verspielen.

Mamusia lächelt, als sie Thetyas Worte wiedergibt: »Meine Schwestern können sich nicht in diesen Warschauer Lumpengewändern an der Oper vorstellen. Ihr braucht etwas Anständiges anzuziehen, eine künstlerische Erscheinung ist wichtig.« Entschlossen gingen sie an die Arbeit: Nachdem sie sich einen Vorschuss auf Stefas Gage hatte auszahlen lassen, kauften sie Stoffe ein und fingen zu nähen an. Um Mitternacht schickte

Thetya ihre Schwestern zu Bett. »Ihr braucht euren Schönheitsschlaf«, sagte sie. »Ich werde mich morgen ausruhen, während ihr diesen Russen zeigt, was ihr könnt: Die Spucke wird ihnen wegbleiben, wenn sie euch tanzen sehen.«

Mir laufen jedes Mal Schauer des Entzückens über den Rücken, wenn Mamusia diese Episode erzählt. Sie und Stefa können es kaum fassen, als sie am nächsten Morgen das Wunder sehen, das Thetya über Nacht zustande gebracht hat: Kleider, die noch schicker und eleganter sind als die raffinierte Garderobe der Kiewer Schönen. Drei sind es – der Stoffhändler hat ihnen Rabatt gegeben –, und sie sind so geschnitten, dass sie die schlanken Taillen der Schwestern betonen. Rüschen und Plisseefalten verleihen den Röcken Fülle. Der Stoff ist mattschimmernd blau, das bringt ihre blonden Haare schön zur Geltung und passt auch zu den Schuhen – jede besitzt nur ein einziges Paar. »Ihr hättet uns sehen sollen, wie wir zur Oper marschiert sind. Mit hoch erhobenem Haupt, Blick geradeaus, unsere Absätze klackten auf dem Pflaster. Alle haben sich nach uns umgedreht.«

Es gibt noch mehr Geschichten aus der Kiewer Zeit. Von dem Tag, als Mamusia stolz fünfunddreißig Rubel mit nach Hause brachte, ihre erste Gage: Sie, die Jüngste, verdiente jetzt Geld und fiel niemandem mehr zur

Last. Man nannte sie *Die Gazelle*: langer Hals und winzig kleine Füße, anmutig schön und dabei ernst und klug. Zwanzig Jahre lang tanzte sie an der von Setow geleiteten Oper an der Seite der italienischen Ballerinen Virginia Zucchi und Carlotta Brianza. Sie trat auch in Odessa, in Moskau und in Sankt Petersburg auf, und überall erhielt sie viel Beifall und Lob für ihre Leistungen. *Subtil und doch meisterhaft*, schrieb ein Kritiker. Und sie erzählt von dem Tag, als Tomasz Nijinsky, ein strahlend gutaussehender polnischer Tänzer, der sieben Jahre jünger ist als sie, ihr seine Liebe erklärt. Er ist ihr verfallen. Er verspricht, dass er bei ihr sein will in guten und in schlechten Tagen, dass er sie nie verlassen wird.

Sie hat ihn auf der Bühne springen sehen, so federleicht, als schwebte er. Sie hat ihn bei der *Lesginka* auf die Knie fallen und hochhüpfen sehen, als wäre er im Kaukasus zu Hause, bei der *Prisjadka* die Beine werfen sehen wie ein Kosakenkrieger. Sie hat den tosenden Applaus gehört, den er erhielt, dieser Pole, der russische und ukrainische Tänze beherrschte wie kein Zweiter. Er war nicht groß, aber Leidenschaft verlieh ihm eine Kraft, die über die seiner Muskeln und Sehnen hinausging. Und diese Leidenschaft erfüllte ihn auch, wenn er nicht auf der Bühne stand. Seine Ausstrahlung hob ihn hervor aus jeder Menge, seine Stimme war unverwechselbar. Seine Anwesenheit gab jedem Fest den rechten Glanz.

Viermal wies sie ihn zurück. *Narwany* nannten sie und ihre Schwester ihn, zu leidenschaftlich, zu wenig solide. Ihm müsste doch klar sein, dass er seiner künftigen Ehefrau kaum mehr zu bieten hätte als ein Nomadenleben, immer nur Wanderschaft von einer Provinzbühne zur nächsten? Dass ein Unfall, ein einziger falscher Schritt seine Karriere beenden und ihn brotlos machen kann? Als er in ihre Garderobe kam, um zum fünften Mal um ihre Hand anzuhalten, hatte er eine Pistole dabei. Er hielt sie sich an die Schläfe und drohte, sich hier an Ort und Stelle zu erschießen, wenn sie ihn nicht erhörte.



Eva Stachniak, geboren in Breslau, lebt in Toronto. Sie hat für Radio Canada International gearbeitet und als Dozentin für Englisch und Geisteswissenschaften am Sheridan College gelehrt. Ihre Romane *Der Winterpalast* (it 4270) und *Die Zarin der Nacht* (it 4358) waren internationale Bestseller.

www.evastachniak.com

»Mein Bruder war der Gott des Tanzes.«

Nach ihren Bestsellerromanen über Katharina die Große bereitet Eva Stachniak abermals einer großen russischen Heldin die Bühne: Bronislawa Nijinska, Schwester des legendären Waslaw Nijinsky und selbst gefeierte Ballerina. Ein Roman über zwei ungleiche Geschwister, über den unbedingten Willen zum Erfolg – und über die Liebe zum Tanz, die alles andere überstrahlt.

Stimmen zu *Der Winterpalast*:

»Ein opulenter historischer Roman.«

Angela Wittmann, Brigitte

»Ein wunderbarer Roman, voller Intrigen und überraschenden Wendungen, die Art von Buch, die man an einem langen Winterabend verschlingt.« *The Daily Telegraph*

www.insel-verlag.de